

Gnade sei mit uns und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus!

Liebe Marktkirchengemeinde, liebe Gäste von nah und fern, es ist schon eine große Ehre, hier in der wunderbaren Georgs- und Jakobskirche zu Ihnen sprechen zu dürfen. Unsere Marktkirche ist nicht nur ein imposantes Bauwerk, sondern v.a. eine Impulsgeberin für das evangelische Denken und Leben Hannovers – wegen ihrer besonders vielfältigen Gemeindeaktivitäten, ihrer ambitionierten und oft spektakulären Kirchenmusik und nicht zuletzt wegen der an diesem Pult gehaltenen Predigten: von der Marktkirchenpastorin, dem Stadtsuperintendenten, früher der Landesbischöfin und jetzt vom Landesbischof. Und nun der Museumsdirektor mit einer Bürgerpredigt – na was das wohl gibt, liebe Gemeinde .

. .

Nein, keine Angst! Es erwartet Sie keine Abhandlung zur Stadt- oder Landesgeschichte, wiewohl mir das durchaus sehr gelegen käme: Gibt es doch zahlreiche Beziehungen und Berührungspunkte zwischen städtischem und kirchlichem Leben in den nun beinahe 775 Jahren Geschichte unserer Stadt.

Nein, um Geschichte soll es sich allenfalls am Rande drehen heute Morgen – ganz ohne sie geht es freilich nicht, denn sie hat uns alle geformt, ob wir wollen oder nicht, ob wir daran persönlich beteiligt waren oder nicht – sie prägt und begleitet uns im Wohl und im Wehe. Nein, ich möchte vielmehr die Bezeichnung des Formates „Bürgerpredigt“ ernst nehmen und mit Ihnen dem *Bürgerlichen*, den Aufgaben und Verpflichtungen, die sich damit verbinden, ein wenig auf die Spur kommen. Denn mit dem Status von Bürgerinnen und Bürgern – schwer errungen gegen das Machtstreben unterschiedlicher Obrigkeiten – verbinden sich neben wohltuenden Freiheiten, Privilegien und Gestaltungsmöglichkeiten stets auch Herausforderungen und Pflichten gegenüber dem Gemeinwesen – in Vergangenheit und Gegenwart.

Ich habe die Chance bekommen, als Grundlage für meine Ausführungen den aktuellen Wochenspruch zu wählen. Sie kennen ihn alle und dennoch möchte ich ihn kurz vorlesen. Er steht beim Apostel Paulus im Epheserbrief und lautet:

**So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.**

Liebe Gemeinde, Städte wie Hannover – mit ihren Qualitäten einer überschaubaren Landesmetropole, mit vielen kleinen und großen Highlights und Elementen von hoher Lebensqualität und kulturellen Anziehungspunkten – Städte dieser Art und Größe haben Konjunktur. Nachdem noch vor zwei Jahrzehnten auch junge Menschen vielfach aus Überzeugung aus den Städten aufs Land hinaus zogen, um in sauberer Luft leben und eine Familie aufbauen zu können, scheint sich ein Trend abzuzeichnen, der eine neue Attraktivität des Lebens in der Stadt beschreibt.

Das korrespondiert mit weltweit zu beobachtenden Entwicklungen: Lebten noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die meisten Menschen im ländlichen Umfeld, so bestimmen heute die immer weiter ausgreifenden Groß- und Megastädte das Bild menschlichen Zusammenlebens. Auch die Phänomene unserer Kommunikation untereinander sind in zunehmendem Maße durch urbane Strukturen geprägt: Kulturelle Leitbilder finden wir in den Metropolen *New York* und *London*, asiatische Metropolen werden zu bevorzugten Reisezielen und hierzulande blicken alle auf die Kunst- und Kreativszene in unserer Hauptstadt Berlin. Städtisches Leben – mit all seiner Freiheit und Anonymität – bestimmt den Zeitgeist und ist zum Taktgeber unserer Tage geworden. Nicht dass Sie mich falsch verstehen, liebe Gemeinde, ich kritisiere diese Entwicklungen keinesfalls, sondern lebe selbst gern mit den Qualitäten unserer Großstadt Hannover und beteilige mich daran, so gut es geht. Und dennoch stellt sich die Frage, wen wir Anteil nehmen lassen an der Kultur des reichen Großstadtlebens und wer nicht dazu gehören darf und kann, weil er hier fremd ist.

## **So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.**

Erinnern Sie sich noch, liebe Gemeinde? In den 1990-er Jahren ging es hoch her in Hannover. Zum Leben in unserer kleinen Großstadt gehörten zahlreiche Massenkundgebungen und Demonstrationen. So wurden die Großveranstaltungen gegen das Atommüll-Endlager Gorleben und die sog. Chaos-Tage auch weithin überregional registriert, letztere u.a. wegen der durchaus umstrittenen Polizeieinsätze. Mit den Unruhen des Jahres 1994 erfuhren öffentlich ausgetragene Konflikte und die damit verbundenen Protestveranstaltungen eine große Dynamik. Grund war die tiefgreifende Auseinandersetzung zwischen türkischen Einwohner\_innen und Angehörigen der kurdischen Volksgruppe in Hannover. Der Tod des 16-jährigen Kurden Kalim Dener, der durch eine zivile Polizeistreife erschossen worden war, führte zu heftigen Reaktionen von Vertretern der kurdischen Volksgruppe, zu einer Pressekampagne gegen die Stadtverwaltung, zu Gewaltandrohungen und einer mit 16.000 Teilnehmer\_innen außergewöhnlich großen Demonstration. Gleichsam über Nacht war Hannover zum Schauplatz eines ernststen Konflikts geworden.

Spätestens die Ereignisse um den tragischen Tod von Halim Dener haben gezeigt, dass Hannover – wie andere Großstädte auch – in hohem Maße durch die *Zuwanderung* und die Präsenz von Menschen aus fremden Kulturkreisen geprägt ist und wird. Dies schließt auch die öffentliche Interessens- und Willensbekundungen der Neu-Hannoveraner\_innen ein. Zur Zeit scheint es, als werde die hohe Qualität des Lebens in unserer Stadt stark von der Art gleichberechtigter Beteiligung und vom friedlichen, verständnisvollen Zusammenleben Einheimischer und Zugewanderter bestimmt.

Wenn es bei der Bedeutung Hannovers um mehr gehen soll als um Größe, Dichte, Wirtschaftskraft und imagefördernde Medienpräsenz – wenn vielmehr kulturelle Maßstäbe gelten sollen, muss das Miteinander der Menschen in seiner Vielfalt und die Bewältigung der daraus erwachsenen Herausforderungen zu wesentlichen Kriterien werden. Erst wenn die Anwesenheit verschiedener Kulturen, Sprachen, Lebens- und Ausdrucksformen wirklich zu den Wesenszügen unserer Stadt gehören, wird sich ein Geist einer echten Mitbürgerschaft herausbilden – ganz im Sinne des Epheserbriefes:

## **So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen**

Liebe Gemeinde, längst ist bei uns allen die Erkenntnis gewachsen, dass unser Zusammenleben als Bürger\_innen von Vielheit und Unterschiedlichkeit der Individuen geprägt ist. „Identität“ – ein zurzeit viel gebrauchter Begriff – ist dabei nicht im Sinne von „Gleichmacherei“, von „Identisch-Sein“ zu verstehen. Identität finden heißt vielmehr selbstbewusst und kritikfähig zu seinen Wurzeln zu stehen. Im Leben der meisten von uns hat es Orts- und Arbeitsstellenwechsel gegeben, Phasen von Unsicherheiten und Orientierungssuche aber auch vom Ankommen und vom Wurzelschlagen in neuen Zusammenhängen. Oft sind es Begegnungen mit Menschen auch aus anderen Kulturkreisen gewesen, die uns auf- oder angeregt haben, für Verwunderung gesorgt oder bereichert haben.

Wir selbst sind „migriert“ und haben uns oft mehrfach neu orientieren und integrieren müssen – gleichermaßen haben wir andere Menschen erlebt oder begleitet, wenn sie sich bei uns niederließen, uns Freunde oder Partner\_innen wurden oder uns auch wieder verließen. Ob als Nachbarn, Kindergarten-Eltern oder am Arbeitsplatz: keiner von uns wird leugnen, dass die Begegnungen mit *zunächst* Fremden immer auch Bereicherung waren und sind. Ja, anfangs begegnen wir Neu-Hannoveraner\_innen mit Neugier und Skepsis; das ist gar nicht verwunderlich. Ich habe die Unsicherheit der drei 10-jährigen Mädchen in der Stadtbahn noch vor Augen, als sich im EXPO-Jahr 2000 ein junger Afrikaner auf einen der freien Plätze neben sie setzte. Und ich lache inzwischen darüber, wie verkrampft ich noch vor zwei Jahren die junge türkische Kollegin in unserem Geschäftszimmer nach ihrem *Urlaub in der Heimat* gefragt habe.

Erst allmählich gewinnen wir wohl ein Gefühl dafür, wie selbstverständlich, bereichernd und *einfach schön* das Zusammensein mit Menschen sein kann, die durch ihr Aussehen, ihre Sprache, ihr Lachen, ihre Gewohnheiten und ihre Geschichten verraten, dass sie irgendwie *anders* sind. Andersartigkeit kann und wird uns bereichern. Und zwar immer dann, wenn wir uns offen und bereitwillig auf unsere Mit-Bürger\_innen einlassen: zuhören, nachfragen, einfach etwas zulassen aber – wenn etwas nicht gerecht ist – durchaus auch kritisieren. Kritik, Diskurs und manchmal auch Streit gehören zu den bewährten Formen unserer Kultur des Zusammenlebens – sind immer auch Ausdruck von gegenseitigem Interesse und Respekt. Andersartigkeit führt zu Alternativen im Denken und im Zusammenleben, zum Öffnen eingefahrener Strukturen, zum Formulieren neuer gemeinsamer Ziele. Für *meine* Andersartigkeit nehme ich das übrigens auch in Anspruch.

Es ist doch merkwürdig, liebe Gemeinde: Während das Phänomen „Mobilität“ in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft fast ausnahmslos positiv besetzt ist, als Vorteil im Lebenslauf gilt, gefördert, ja *gefordert* ist, gleichsam als Ressource für Wirtschaft und Gesellschaft aufgefasst wird, umweht den Begriff „Migration“ ein eher negatives Image: Probleme, Störungen, allzu oft Skandale verbinden wir damit, „Migration“ wird mit Defiziten (Sprache, Verhalten) assoziiert, und mit Integrationsmaßnahmen ist ein hoher gesellschaftlicher Aufwand verbunden.

Ich will wahrlich keines der tatsächlichen Probleme beschönigen und keine der bei Ihnen und mir bestehenden Ängste als Banalität abtun. Und doch möchte ich dafür werben, die Andersartigkeit von Menschen mit anderen kulturellen Prägungen nicht vorschnell zu dramatisieren, als Defizit oder gar als Gefährdung *unserer* Kultur aufzufassen. Andersartigkeit kann als Schatz, als Ressource gelten, die wir jetzt und in Zukunft brauchen.

### **So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen**

Wir, liebe Gemeinde, sind nicht ein beziehungsloses, isoliertes Inselvolk und wollen es nicht sein. Wir sind Teil dieser Welt und damit einer globalen Wanderungsbewegung, deren Ende nicht recht zu erkennen ist. Damit wird unsere *Stadtgeschichte* auch in Zukunft eine *Migrationsgeschichte* sein. Und es wäre töricht, die Andersartigkeit der zuwandernden Menschen aus fremden Kulturen nicht auch als Potenzial anzusehen, als Möglichkeit, durch Vielheit und Vielstimmigkeit eine Stadt wie die unsere als angenehmen Lebensraum weiter zu entwickeln und gemeinsam zu gestalten. In unseren Gemeinden – auch und gerade in unserer Marktkirchengemeinde – erleben wir gelegentlich, was Vielstimmigkeit und lebendige Diskussion bedeuten. Wir brauchen Denkansätze, die Andersartigkeit, unterschiedliche Lebenswirklichkeiten und Begabungen vieler Menschen als Schatz, als Ressource begreifen, anerkennen und in die Gestaltung unserer Stadt einbeziehen.

Als Christen sind wir doch eingeübt und erprobt in konstruktive Auseinandersetzungen, und die Bibel gibt uns vielerlei Hinweise auf solche zukunftsweisende Denkansätze – ob es die YMCA-Weltbundformel aus dem Johannes-Evangelium ist oder der Kategorische Imperativ –nein nicht der von Emanuel Kant sondern das biblische Vorbild bei Matth. im 7. Kapitel. Eine der in diesem Zusammenhang treffendsten Bibelstellen kennen wir nun schon, aber ich lese sie noch einmal vor:

### **So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.**

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.